Die Deutsch-Amerikaner und die Republikanische Partei.

Die Nothwendigkeit als ein Ganzes und frühzeitig in den politischen Kampf einzutreten. — „Los von Englands Beeinflussung" das hauptsächlichste Issue des Jahres 1916 — Das Deutschthum, das die Republikanische Partei schaffen half; sie oft zu Siegen führete; sie strafte, wenn sie auf Irrwege gerieth — Stärke eines Votums, das ein Faktor werden könnte.

Sollen die Deutsch-Amerikaner sich in kommenden Jahren, wieder einmal bei Statt sich ihre Herrscher, Gesetze und Regierungsbeamten, ermüdet, der republikanischen Partei anschließen? Der Partei, die sie vor drei Jahren fürchten hatten? Die sie, viele von ihnen zum ersten Male, bekämpften, weil sie nicht länger den Wolfe-Theater dienen wollte, die gerade Deutsch-Amerikaner, seit der Gründung der Partei, zu ihr gezogen hatten? Die Frage zu beantworten wird es nöthig sein, nicht nur in die Geschichte der republikanischen Partei zurückzugreifen. In einem früheren Aufsatz ist von anderer Seite der Versuch gemacht, an der Hand einer überschlich zusammengefaßten Geschichte der demokratischen Partei den Deutsch-Amerikanern auch für die kommenden Kämpfe einen Platz als Faktor in dieser, der ältesten des Landes, anzuweisen. Wenn ich im Nachstehenden die schon heute, im Jahre der Mobilisirung, sich aufdrängende Frage „wohin gehören dieses Mal die Deutsch-Amerikaner" dahin beantworten zu müssen glaube „in die republikanische Partei", so geschieht es nicht, um nach Art der Gewerbspolitiker Propaganda für eine und eine bestimmte Partei zu machen.

Ist das Deutschthum Amerikas, die Bürger, die im Gegensatz zum Englisch-Amerikaner sich heute erst recht Deutsch-Amerikaner nennen, im Stande, als ein kompaktes Ganzes sich einer Partei anzuschließen? Ihr durch diesen Anschluß den Sieg zu ermöglichen? Und ist es nothwendig, daß dies geschehen soll? Und wenn, — soll es die eine von den beiden großen, historischen Parteien sein? Keine dritte? Keine Sonderpartei? Ist die republikanische der Messias? .... Die Zeit ist, auch im politischen Sinne, auch für die Ver. Staaten, eine ungewöhnlich ernste. Von der nächsten Nationalwahl mag mehr abhängen als wer Präsident, wer Sprecher des House of Representatives sein solle. Der Weltkrieg hat auch uns in tiefgehende Mitleidenschaft gezogen. Die Gegensätze, die in dem noch immer im Werden begriffenen amerikanischen Volke bisher niedergehalten werden konnten, damit der Verschmelzungsprozeß besser gelinge, drängen sich unaufhaltsam an die Oberfläche. Es handelt sich im nächsten Jahre nicht einmal in erster Linie um die Zukunft, um den Sieg einer Partei, um die Wahl eines Mannes oder eines Dutzend Führer. Soll die amerikanische Republik, der mächtigste Volksstaat des Erdenrunds, unabhängig, auf sich allein gestellt, den Weg weiter wandeln, den ihm seine Gründer vorgezeichnet? Oder soll er, wider Willen hineingerissen in den Strudel europäischer Konflikte auch nun zum Tummelplatz von Rassenkämpfen werden? Soll Amerika das unabhängige große Amerika bleiben? Oder nur ein Glied im Bund anscheinend selbstherrlicher Staaten, den Great Britain sich botmäßig gemacht hat? Soll die Republik, deren Mutter nicht England, sondern ganz Europa ist, über den Nationen der Alten Welt, die sich noch auf Jahrzehnte hinaus bekämpfen werden, stehen? Oder nur eine von vielen sein? Eine Nation, die nach 139 Jahren kleinmüthig gestehen muß, daß sie froh ist, der Führung Englands wieder folgen zu dürfen — die nur im Anschluß einer alten Nation die Neue Welt sein mag?

Für die Deutsch-Amerikaner kann es nur eine Antwort auf diese Frage geben. Sie haben, seit sie in der politischen Geschichte der Ver. Staaten ein Faktor sein durften, sich stets dagegen gewehrt, daß das Adoptivvaterland zum Vasallen irgend einer europäischen Macht herabsinke. Ihre Kämpfe, in der Zeit der Knownothings, im Bürgerkrieg, später, als Intoleranz, Bigotterie sich mit dem Schlagwort „Anglo-Saxon" verband, und heute wieder, waren immer gegen die gerichtet, die es zu bedauern schienen, daß die Ver. Staaten nicht ein Theil des Britischen Empire geblieben waren. Gegen die, die Sitten der Lebensführung, politische Anschauungen, geistige Nahrung und gesellschaftliche Anerkennung, einzig und allein aus dem Lande gelten lassen wollten, das sie die Mutter dieser Republik nannten. Sie sind mehr als einmal in der Geschichte der Ver. Staaten der „Fels von Erz" gewesen, an dem die Intrigue, die wahrlich nicht erst von diesem Jahre, auch nicht von diesem Jahrhundert ist, zerschellte. Sie standen bei der Geburt der republikanischen Partei, die ihre Ideale, ihre Führer mit einem Schlage zu der amerikanischen Partei erhoben, Pathe. In den Staaten des Mittelwestens, die den deutschen Einwanderern ihr rasches Aufblühen nicht zum wenigsten verdankten, ward die Partei Lincolns geboren. Diese Staaten machten Lincolns erste Nomination möglich. Und während Stephen A. Douglas, John C. Breckenridge und John Bell, der letztere der Bannerträger der alten Knownothing-Partei, sich in die Stimmen der alten Staaten theilten, verhalfen die westlichen oder nördlichen Staaten, in welche die deutsche Einwanderung gedrungen war, Lincoln zum Siege. In den Kämpfen, in denen es sich darum handelte, die Union zu erhalten, später dem Volke eine ersprießliche wirthschaftliche Politik, eine gesunde Geldwährung zu geben und zu erhalten, hatte man nichts dagegen, daß „Der Mormon Brigham Gilpin" als temporäre Waffe in die Hand traten. Der „Syphon" hat oft die britische Propaganda unterbindet erfunden. Warum ist es nicht möglich, gibt schlecht sein, ähnlich als eine geschickte Waffe der Väter einer Partei begrüßen? Wenn der Kampf sich doch ohnehin darum dreht, die Union zu erhalten? Dachte Mal: Frei von englischer Beeinflussung!" Dasselbe Losungswort, das in den schlimmen Jahren nach Ausbruch der Südstaaten das feil den 20. November 1782 als aufgegebene Ziel.

Charles Nagel. Karl Schurz.

in irgend einer Weise sich den verlorenen „Tochterstaat" dennoch tributär zu machen, nun aber offen verfolgt.

Bewiesen haben die Deutsch-Amerikaner mehr als einmal, daß es möglich ist, sie zu einem Ganzen zu vereinigen, wenn — Ideale bedroht sind. Der Kampf der Mittelstaaten, vorzugsweise Illinois' und Wisconsins, in den Jahren 1890 und 1892, gegen die republikanische Partei, die sich von den Knownothings, die nur die englische Sprache in Schulen und Kirchen anerkannt wissen wollten, ins Schlepptau hatte nehmen lassen, bewies diesen, daß die Deutschen Amerikas nicht blind folgende Parteigänger sind — und daß sie eine Macht sein können. Zum ersten Male, im Jahre 1890, seit der Geburt der republikanischen Partei siegten die Demokraten in Illinois, dem Staate „Lincoln's, Grant's und Logan's", mit einem deutschen Kandidaten Henry Raab; zwei Jahre später mit John P. Altgeld. Dasselbe geschah in Wisconsin. Die Partei, die von den Prinzipien der Toleranz eines Lincoln, von dem Programm einer amerikanischen Partei so weit abgewichen war, daß sie englischen Nativismus an die Stelle setzte, mußte durch Niederlagen, welche die Deutschen möglich machten, auf den rechten Weg zurückgeführt werden. Im Jahre 1894 war der Mittelwesten wieder zuverlässig republikanisch, und die Deutschen dieses Landestheils zurück in ihrer Partei. Sie hatten bewiesen, daß es möglich ist, daß es nothwendig sein kann, als geschlossenes Ganzes sich einer Partei anzuschließen.

Es ist auch heute wieder möglich, ist wieder nothwendig. Das Kampfgeschrei ist: Los von England! Los von Englands politischer Bevormundung. Nicht in dem Gefühle des Hasses; gegen diese in so vielem immer noch große Nation. Wir dürfen nicht als Amerikaner, nicht als Bürger eines Landes, das keine Feinde kennt, mit jedem Volke Europas Freund sein will, in das „Gott strafe England" einstimmen. Das paßt nicht in die amerikanische Politik. Rücksichten auf das politische Deutschland oder Oesterreich oder Ungarn dürfen nicht entscheiden, wenn amerikanische Bürger eine Frage amerikanischer Politik entscheiden wollen. Wir kämpfen diesen Kampf auf amerikanischem Boden für uns selber, für unsere Stellung im erkorenen Adoptivvaterland, für kommende Generationen, unsere Kinder, die nicht sich nicht die demokratische. Unter ihrer Herrschaft, die sie nicht zum wenigsten durch die Deutschen von New York und New Jersey, von Ohio und Illinois, Wisconsin und Indiana, nach vielen mageren Jahren, wiedererlangte, hat sich an maßgebender Stelle eine unverkennbare pro-englische Propaganda breit gemacht. Unter ihr ist diese, ohne irgend eine Zurückweisung bisher zu erfahren, aus dem Versteck ins Offene getreten. Schon jetzt, und nicht mehr schüchtern, versucht man das amerikanische Volk für die Anschauung breit zu schlagen, daß die „beiden angelsächsischen Völker", enger aneinander gebunden, durch Verträge womöglich, sich zum Schiedsrichter der übrigen Welt aufwerfen. „We and England"! Ganz offen wird in der englisch-amerikanischen Presse, welche die Wilson-Administration besonders eifrig unterstützt, ausgeführt, daß die Ver. Staaten und England ein und dieselben politischen und geistigen Traditionen haben. Daß englische Tradition, nach New England und Virginien zuerst übertragen, sich von dort aus über das ganze Land verbreitet habe. Daß Sprache, Literatur, sogar die Bibel ein und dieselben seien. Daß unsere Rechtsprechung von England kam; daß beide Nationen, und sie allein, die demokratische Regierungsform vertreten. Und so fort. Der Kampf, die einst englische Kolonie nun doch an England fester zu binden, hat erst begonnen. Mit dem Ende des Krieges soll hier erst recht der „Germanismus" ausgerottet werden. Es darf ihrer Ansicht nach nicht wieder sein, daß die britische Propaganda in diesem Lande an dem „Fels von Erz", den das Deutschthum bildet, solchen Widerstand finde. Wer will uns gegen diese Gefahr schützen? Wer diesen zweiten Kampf uns ersparen? Welche Partei? Etwa die, unter der sich diese Propaganda willkommen geheißen ausgebreitet hat? Oder die republikanische Partei, die, wenn sie auch nicht frei ist von den Elementen, die nach England hinüberneigen, dennoch in ihrer Vergangenheit, und dort, wo sie am stärksten, im Mittelwesten also, aufs Engste mit dem Deutschthum des Landes verflochten ist?

Ist das Deutschthum Amerikas selber stark genug, der Faktor sein zu können, von irgend einer Partei zu verlangen, daß sie Amerika frei und unabhängig von englischer Bevormundung erhalte? Wenn wir die Zahlen der letzten Volkszählung sprechen lassen, so glaubt ich in den Ver. Staaten zwei und eine halbe Million im Jahre 1914 lebende Reichs-Deutsche annehmen. Aber das ist bei weitem nicht das Deutschthum, das für politische Gesichtspunkte zu begeistern wäre. Unter Deutschthum ist „wo die Deutsche Sprache" wird gesprochen; es umfaßt nicht nur die Nachkommen, sondern jenen, der sich selber zu der Deutschen rechnet, wo immer seine Wiege gestanden hat, und wo sich jetzige Heimath — Millionen, die aus Oesterreich, aus Ungarn, aus der Schweiz, aus den Ostseeprovinzen Rußlands kamen, aus den vielen Nachbarländern, Millionen, die alle ein gleich großes Interesse in ihrem neuen Vaterlande haben, daß nichts in politischer und in geistiger Beziehung in den englischen Bevormundung werde, und nicht in den Ver. Staaten politische aufgegangen, aber britische Ideen lebt. Es umfaßt ferner, seit den Zeitpunkt der Krieges nicht als je zuvor, so gewiß, selbst die dritte Generation, das politische Bewußtsein, die nicht einmal deutsche Staatsbürgerschaft, wonach besser wissen als die Väter und Vorfahren, was „deutsche Kultur" der Neue Welt war, ist und fernerhin auch sein muß. Die, gestützt durch die wachsenden Kapitalien, die ungerechte Verdächtigung, die offen feindliche englische Uebereinkunft ausschließen wurden, das Deutschthum Amerikas, die Deutsch-Amerikaner, im Staate Michigan, wenn sie wollen, zu einer großen Macht machen. Aber Illinois kommt in Frage, Ohio, Wisconsin, Indiana, Minnesota, Nebraska und einige andere Staaten, die Ziele, welche sich Deutschthum in Amerika gesteckt hat, auch dem Englands gewerblich gegenüberstellen, und New England ist heute so Hochburg englischer Interessen. Aber auch wohin die Partei ohne den Mittelwesten gerathen?

Von „Los von England" hatte der Wilson'sche Wahlruf gesprochen. Die Republikanischen Politiker, mit Ausnahme der New Yorker Führer und Theodore Roosevelt, die volle Sympathien, soweit sie Englands Beeinflussung der amerikanischen Meinung überhaupt, in Frage kommen, aus New England, in die erste Linie, kommen nicht aus New England, sondern aus dem Mittelwesten — Illinois und Wisconsin und Indiana, Iowa und Kansas und Missouri, Nebraska, Kentucky, Michigan, Utah und Ohio und Pennsylvania, Kansas und Indianapolis. Die Zahl der Wähler der Republikanischen Partei stark die deutsche Einwanderung auf ihre Höhe. Die Einwanderungs-Statistik des Jahres 1909 führt aus, daß neben New York mit 355,913 in Deutschland geborenen Einwohnern Illinois mit 230,790, Ohio mit 109,537, Wisconsin mit 194,320, Pennsylvanien mit 168,439, Missouri mit 100,900, Michigan mit 89,085, Iowa mit 88,268, Indiana mit 80,756, Minnesota mit 66,592, New Jersey mit 64,935, und so fort, folgten. Die Deutschen, die damals kamen und Bürgerrechte erwarben, wurden von der Republikanischen Partei, weil diese die amerikanische war, angezogen. Ihre Kinder wurden Republikaner. Im Rathe der Partei saßen hervorragende Deutsche, hatten Sitz und Stimme in den Partei-Konventen, waren nicht nur Mitläufer, sondern anerkannte Führer. Nur zweimal waren Deutsche Mitglieder des Kabinetts — Carl Schurz unter Hayes, Charles Nagel unter Taft. Beide — „from Missouri". Wenn man nicht etwa Chas. Memminger's, der als Kind aus Württemberg einwanderte, und eine kurze Zeit lang Finanzminister im Kabinett des Rebellen-Präsidenten Jefferson Davis war, gedenken will. Wiederholt haben freilich diese Deutschen der Partei den Rücken gekehrt, weil sie auf Abwege gerieth. Aber immer wieder kehrten sie zur „alten, zur ersten" Liebe zurück, und zwar deshalb, weil die Demokratische Partei es nicht verstand, auf die Dauer ihren Anschauungen von einem Amerika, das frei, großzügig, tolerant sein soll, gerecht zu werden. Liegt irgend eine Veranlassung vor, daß sie für die „vier Jahre Woodrow Wilson" im Herbst 1916 mit ihren Stimmen nun dankbar quittiren müssen?

Die Demokratische Partei siegte nur dann (von lokalen Wahlen, Staats- und Stadtwahlen soll ja in diesem Aufsatz nicht die Rede sein), wenn die Republikanische Partei sich durch das ihr gleichfalls angehörende New England auf puritanisch-englische Abwege reißen ließ, und dem Westen, der weit mehr als der Osten ihr Rückenmark ist, untreu wurde. Die Prohibitionsfrage, die auch im Jahre 1916 aller Voraussicht nach eine Rolle spielen wird, trug ihr die ersten Niederlagen in den achtziger Jahren ein. Da führten Maine, Rhode Island, Vermont und New Hampshire, also New England-Staaten; nicht Illinois, nicht Michigan, nicht Iowa. Es war in diesem treurepublikanischen Iowa, daß der Kampf begann, dieses Auflehnen der deutschen Republikaner gegen den Einfluß des englischen New Englands. Horace Boies, dreimal zum Gouverneur erwählt, später John P. Altgeld- in Illinois, George Peck in Missouri, James Campbell in Ohio — die Demokratische Partei gewann in bisher zuverlässig republikanischen Staaten immer nur diese Siege mit der Partei die Rückkehr zur Herrschaft erleichtern, oder erschweren, kann. Auf der andern Seite aber ist es wahr, daß die Prohibition, die Gesetzgebung gegen Einwanderer, und was alles mit der unzweideutig nativistischen Richtung zusammenfällt, nie größeren Impetus erhalten hat, als unter der demokratischen Herrschaft der letzten Jahre, von der man grade dieses am allerwenigsten hätte erwarten dürfen. Das vergißt der Wähler nie. Naturgemäß hält er für die ihm mißliebigen Resultate die Partei verantwortlich, die auf der andern Seite auch alles Gute für sich, für ihr Konto in Anspruch nimmt, das in ihrer Herrschafts-Periode zu Wege kam.

Ich komme zum letzten Theil: Praktische Politik. Siegen wollen, heißt zunächst gerüstet sein. Es darf der Kampf nicht bis zum letzten Augenblick verschoben werden. Nicht erst dann darf eine deutsch-amerikanische Phalanx sich bilden, wenn die Kandidaten bereits im Felde sind, wenn Parteikonvente schon gesprochen haben. Und nicht auf die zwei Männer, die an die Spitze der Nation treten sollen, darf die Thätigkeit der „Minute Men" beschränkt bleiben. Im Kongreß lag, wenn der Präsident versagte, schon öfters die Abhülfe. Warum sollen deutsche Amerikaner, die nach Millionen Stimmgebern zählen, nicht ebenso stark im House of Representatives vertreten sein wie z. B. die Skandinavier des Nordens? Man braucht die Listen nur flüchtig durchzusehen: Minnesota, Wisconsin, Michigan, Iowa, Illinois, North Dakota, Colorado, entsenden Jahr aus Jahr ein Abkömmlinge der skandinavischen Siedler, gute Amerikaner zweifellos, in das Kapitol. Sie haben im Senat einen Knute Nelson. Seit Carl Schurz haben die Deutschen keinen einzigen Bundessenator, Vertreter ihres Stammes, nennen können. Im County muß die Organisation beginnen, damit dem Repräsentanten, der ja in seinem „District" aufgeht, die Situation von Nachbarn, die er wohl kennt, rechtzeitig klar gemacht wird. Rechtzeitig genug, daß der Einfluß sich Geltung schaffe, wenn die ersten Konvente zusammentreten. Damit rechtzeitig der Einfluß der Roosevelts, der Gardners, der Lodges, der Cummins, der Dillinghams, die ja auch die Republikanische Partei in das Lager der ungeschriebenen britischen Allianz, des Prohibitions-Fanatismus, des Nativismus hinüberleiten möchten, neutralisirt werde. Auch der Republikanischen Partei muß

---

*) Die Frage der politischen Stellung der Deutsch-Amerikaner ist durch den Krieg eine brennende geworden. Wollen sie sich den Einfluß sichern, der ihrer Wählerzahl zukommt, gilt es die Ideen und Prinzipien vorher zu kristallisiren. Die Redaktion dieser Zeitung als solche identifizirt sich nicht mit den persönlichen Ansichten obenstehenden Artikels oder kommender, die die Frage vom entgegengesetzten Standpunkt behandeln werden. Ihre eigene Ansicht drückt sich nur in den Leitartikeln jedes Tages aus. Angesichts der Wichtigkeit einer baldigen Entscheidung glaubt sie indeß, ihre Spalten einer Diskussion dieser alle Deutsch-Amerikaner heute bewegenden Fragen öffnen zu müssen.

Die Redaktion.

Die politische Moral Englands in chinesischem Urtheil.

Wo man das politische Verhalten Englands näher kennen lernt, da lautet das Urtheil allenthalben genau übereinstimmend: das perfide, heuchlerische Albion. Auch dort, wo nicht die geringste Beeinflussung geübt wurde, wo man nicht einmal wußte, das andere Völker dieses Urtheil schon gefällt haben, ist man ohne weiteres zu dieser selben Einsicht gekommen. Ungemein bezeichnend dafür sind die Anschauungen, die von chinesischen Würdenträgern im Jahre 1854 geäußert wurden. Sie unterhielten sich mit Amerikanern, denen sie freundlich gegenüber traten, über die Erdkunde, die Geschichte und Einrichtungen europäischer und amerikanischer Staaten. Dabei nahmen sie christliche Schriften in chinesischer Sprache gern an und studirten sie alsbald durch. Ein hochgestellter gelehrter Chinese rief darauf voller Begeisterung aus: „Herrlich, herrlich! Ihre Moral gleicht vollkommen der unseres Kon-fu-tse! — Giebt es noch andere Völker neben Eurer ehrenwerthen Nation, die sich zum Christenthum bekennen?" „Rußland, Frankreich, England und...." „Unmöglich! Nicht die Engländer! Sie können keine Christen sein. Sonst würden sie nicht die 10 Gebote brechen, auch nicht fremde Länder und Städte wegnehmen und das schuldlose Volk zu Tausenden todtschlagen. Wären sie Christen, so würden sie das Gebot nicht brechen, kein Opium verkaufen und nicht Tod und Verderben über das ganze Reich ausgießen! Sind sie aber in der That Christen, so unterrichtet doch diese Heuchler, die uns mit ihren Missionaren, mit ihren Bibeln und Traktätlein überschwemmen, in ihrem eigenen Christenthum, in den Lehren der Tugend und Gerechtigkeit! — Auch den Russen könnt ihr sagen, sie mögen uns nicht, gegen die ausdrücklichen Vorschriften ihrer Religion, ein Land nach dem andern abstehlen. Und der Engländer Bowring, der ist noch der unverschämteste. In einer Unterredung mit Seiner Exzellenz Tsien wagte er zu behaupten, Opium wäre so unschädlich wie unser Thee!" „Wo immer von den Engländern die Rede war," so berichteten damals die Amerikaner, „öffneten die Chinesen unseren Katechismus, deuteten auf die 10 Gebote und sprachen in ernstem feierlichen Tone: „Nein, diese Engländer sind keine Christen; unmöglich, die sind keine Christen."